

Kirche und Gesellschaft

Herausgegeben von der
Katholischen Sozialwissenschaftlichen
Zentralstelle Mönchengladbach

Nr. 109

Kirche unter den Armen

Erfahrungen aus der Sozialarbeit

von Ursula Adams und Thea Haas

Verlag J. P. Bachem

Die Reihe „Kirche und Gesellschaft“ behandelt jeweils aktuelle Fragen aus folgenden Gebieten:

- Kirche in der Gesellschaft
- Staat und Demokratie
- Gesellschaft
- Wirtschaft
- Erziehung und Bildung
- Internationale Beziehungen / Dritte Welt

Die Hefte eignen sich als Material für Schul- und Bildungszwecke.

Bestellungen sind zu richten an die
Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle
Viktoriastraße 76
4050 Mönchengladbach 1

Redaktion:
Katholische Sozialwissenschaftliche Zentralstelle
Mönchengladbach

Kirche unter den Armen – wie kann sie möglich sein? Im Sommer 1983 besuchten wir zum dritten Mal Brasilien, wo wir Verwandte, Bekannte und Freunde haben. Bei unserer Planung hatten wir vor allem die Armen des Landes im Blick. Seit 20 Jahren arbeiten wir mit und unter randständigen Armen unseres Landes: in Obdachlosensiedlungen und mit Nichtseßhaften. Jetzt wollten wir sehen, was aus den Anfängen sozialer Aktivitäten und Gemeinschaftsentwicklungen in einigen Favelas geworden war, die wir 1969 vor allem in Rio gesehen hatten. Wir hatten davon gelernt. Wir wollten auch sehen, wie sich die beginnende Verstädterung im Amazonasurwald für die Armen auswirkt. Beim ersten Besuch im Jahr 1963 gab es da keine Städte, wohl Missionare, die riesige Gemeindegebiete durch sinnvolle Substrukturen so aufzugliedern verstanden, daß die Kirche in der letzten Bambushütte unter Palmdächern gegenwärtig sein konnte.

Wir erwarteten, die Kirche im Dienst unter den Armen anzutreffen. Wir wollten lernen von dem, was bei uns durch die neuen theologischen Begriffe „Theologie der Befreiung“ und „Basis-Gemeinden“ bekanntgeworden ist. Denn in unserer Arbeit unter Obdachlosen und Nichtseßhaften haben wir seit Jahren das Ziel, die Christen in den Gemeinden am diakonischen Dienst praktisch zu beteiligen.

Was wir angetroffen haben, war sehr heterogen. Vergleichbar war nur die jeweilige soziale Lage der Armen und die daraus erwachsenen Erwartungen an Menschen, die Befreiung und Hilfe versprechen. Die praktischen Angebote, die Laien, Ordensleute und kirchliche Amtsträger zum Teil für die Armen, zum Teil mit ihnen gemeinsam entwickeln, sind sehr unterschiedlich. Wir hatten damit gerechnet, in diesem riesigen Land vielfältige Hilfsprogramme anzutreffen, hatten allerdings erwartet, bei allen das gemeinsame kirchliche Vaterhaus erkennen zu können.

Einsichten aus einer irrigen Erwartung

Unsere Erwartung erwies sich als ein Irrtum. Die Wortführer unter denen, die eine „Theologie der Befreiung“ und „eine neue Volkskirche“ verkünden, bedienen sich in Theorie und Praxis der Gemeinwesenarbeit. Hierbei handelt es sich um eine Arbeitsform der sozialen Arbeit, die für den Aufbau von Gemeinschaftsaktivitäten in Großgruppen entwickelt worden ist. Gemeinwesenarbeit wird vor allem in Stadtvierteln, auch Kirchengemeinden eingesetzt, wo Armutsbevölkerung lebt. Eine große Bedeutung kommt hierbei der Suche nach sogenannten natürlichen Führern aus der Bewohnerschaft zu. Kontrovers sind die Ansichten zu der Frage, wie die Führer gefunden und wie sie in ihre Funktion gehoben werden. An dieser Stelle ist der Hinweis geboten, daß politische Standortfragen in der Gemeinwesenarbeit einen hohen Rang haben.

Da viele Laien-Leiter der neuen Basis-Gemeinden nach den unterschiedlichen Empfehlungen der höchst kontroversen Gemeinwesenarbeit gesucht und eingesetzt werden, trifft man hier bereits auf sehr unterschiedliche kirchliche Selbstverständnisse der Initiatoren. Diese unterschiedliche Selbsteinschätzung wird öffentlich und politisch relevant bei der Frage, welche Mittel für welche Ziele eingesetzt werden dürfen und sollen.

Wir haben in den späten sechziger und in den siebziger Jahren die Zeit der radikalen Gemeinwesenarbeit erlebt. Damals fand ein internationaler Erfahrungsaustausch auf der Suche nach Regeln für das praktische Handeln statt. Anfangs wurde der Amerikaner Saul Alinski¹⁾ zum herausragenden Wortführer der radikalen Gemeinwesenarbeit. In jener Zeit versuchten radikale Gruppen die Armutsbevölkerung zum „zivilen Ungehorsam“ zu veranlassen (z. B. Verweigerung der Mietzahlungen in Notunterkünften), auch zu „radikalem Aufruhr“ (z. B. Plünderung von Diensträumen im Sozialamt). Als bald stellte sich heraus, daß die Angestifteten schuldig gesprochen und bestraft, die Anstifter zumindest gerügt wurden. Dadurch wurden die Armen noch ärmer. Heute trifft man diese Form der Gemeinwesenarbeit bei uns nur noch selten. Wer immer noch mit diesen „Waffen“ spielt, ist entweder arglos, oder er hat selbst nichts zu verlieren, weil er in einem sicheren Boot sitzt.

Wir wurden überrascht von der Erkenntnis, daß sich die Gemeinwesenarbeit in Brasilien in der praktischen Pastoral durchgesetzt hat. In Deutschland ist sie nur ein wichtiges methodisches Werkzeug in der Pastoral, kein integrierter Bestandteil. Bei uns sind nicht Priester, sondern Sozialarbeiter als Gemeinwesenarbeiter tätig.

In Brasilien gibt es in der sozialen Arbeit kaum Sozialarbeiter. Wir trafen Priester, die Anhänger der radikalen Gemeinwesenarbeit sind. Praxis konnte uns da nicht gezeigt werden; wir erfuhren nur vertraute Belehrungen über die Notwendigkeit politisch relevanter Strukturveränderungen und über Caritas, die die Verhältnisse „nur“ stabilisiere. Da tauschen Priester ihre Rolle mit der von Agitatoren. Eine solche Arbeitsweise führt unvermeidbar zur Bestätigung dessen, wofür sie andere schuldig spricht: die Armen werden noch ärmer; in Brasilien sogar an Leib und Seele. Was bedeutet ein solches „Ende“ für die Armen in Brasilien? Dieses Land hat nichts, um ein Chaos aufzuhalten. In Deutschland gibt es das Bundessozialhilfegesetz, das als „Netz unter dem Netz“ jeden auffangen muß. Brasilien besitzt solche lebensrettenden Garantien nicht. Wie können Menschen meinen, es verantworten zu dürfen, die Armen einem solchen Risiko auszusetzen?

Und zur „Krönung“ des Ganzen bleibt in Brasilien noch eine Besonderheit als fataler Eindruck: Hier scheint eine Arbeitsform der sozialen Arbeit zur Heilslehre einer neuen Religion – bis hin zu einer neuen Kirche – gesalbt zu werden. „Das neue Rom wird in Brasilien sein“, hörten und

lasen wir aus angesehenem Haus. Wer hat das Recht, die Theologie und die Kirche für sich zu monopolisieren?

Wir begegneten auch der demokratischen Richtung der Gemeinwesenarbeit, die wir selbst seit langem praktizieren. Diese macht auch im Milieu der ausgesiedelten Armutsbevölkerung den Respekt vor der am christlichen Menschenbild orientierten Würde des Menschen zur Richtschnur jeden Handelns. An solchen Orten sahen wir uns sehr vertraute soziale Dienste. Anhand einiger ausgewählter Beispiele wollen wir versuchen, anschaulich zu machen, wie verwirrend unterschiedlich das ist, was in Brasilien auf der Suche nach einer Kirche unter Armen probiert wird.

1. Beispiel: Die Kirche mitten unter den Armen

Wir fanden sie in der Nähe von Macapá (Amazonasmündung) bei einem Priester, von dem wir Rühmenswertes gehört hatten. Was man bei ihm so bewunderte, war eine sehr selbstverständliche Herzlichkeit, mit der er schwerbehinderte Kinder, die von ihren Familien versteckt gehalten wurden, ausfindig macht und ihnen buchstäblich neues Leben ermöglicht. Niemand hatte uns erzählt, daß dieser Priester zusammen mit der sozialen auch sakramentale und Verkündigungs-Pastoral leistet. Das entdeckten wir bei unserem Besuch, fast wie nebenbei. Wir trafen Padre Luigi mit ca. 50 Behinderten (zwischen einem und 20 Jahren) in einem Holzhaus, wo man u. a. ein Spielzimmer für die jüngeren Kinder eingerichtet hat. Junge Frauen aus dem Dorf beschäftigen sich mit den Kindern. Viele sind blind, manche taub, mehrere verkrüppelt, andere haben spastische und sonstige Lähmungen. Kaum eines der Kinder schien uns nur ein einziges Leiden zu haben. Aus manchen Gesichtern sprach Trauer und unkindlicher Ernst. Aber jedes ließ sich auf ein kleines Spiel oder Gespräch ein. Padre Luigi zeigte auch Geräte und Trainingsmaterial zur Übung der mehrfach behinderten Kinder. Wohlmeinende Förderer haben ihm dies geschenkt, aber er braucht zunächst einmal Menschen, die damit umzugehen wissen und ihr Können auch den Helferinnen aus dem Dorf erklären.

Er zeigte uns Obst- und Gemüseanbau, auch eine Schreinerei. Überall arbeiten schwerbehinderte junge Erwachsene. Seine Heimat für Verlassene und Versteckte ist rasch zu einem Ort geworden, wo alle, die behindert sind, ihre schwachen Kräfte einbringen dürfen und dafür Dank und Anerkennung finden.

Noch vieles wäre aufzuzählen aus diesem kleinen „Dorf“ der Armen, wo der Priester erst seit sieben Jahren arbeitet. Das Zentrum seines Ortes zeigte er uns zum Schluß: Die Dorfkirche, neben der die Häuser und Spielplätze der Behinderten liegen, ein schlichter Holzbau. Wir schauten uns ergriffen auch diesen Ort an. Als wir draußen waren, bemerkte er nur: „Die Kirche ist zu klein. Ich müßte sie dringend erweitern, aber die

Häuser für die kleinen und großen Behinderten sind auch so wichtig.“ Jemand fragte ihn, ob er bei dieser vielen Arbeit auch noch Zeit zum Beten finde. „Oh ja, ich habe viele Helfer!“ Bei diesem Satz wurde uns bewußt, wieviel Verkündigung froher Botschaft wir bei unserem Rundgang erlebt hatten. Die Behinderten wissen alle, daß sie einen Vater haben, diesen Priester, dessen Herz Hände hat, die zupacken, und an denen sie sich festhalten können. Sie wissen auch, daß sie einen Vater im Himmel haben, der sie beschützt.

Ganz nebenbei erfuhren wir noch, daß seine Seelsorge sich auch heute noch bei vielen Hausbesuchen ereignet. Von solchen Begegnungen wachsen ihm Helfer zu, Helfer aus einer Gemeinde, die – soweit für uns erkennbar – aus armen Leuten besteht. Ob er Versammlungen abhält, um ein Bewußtsein der eigenen miserablen Lage zu wecken, wissen wir nicht. Vermutlich erübrigt sich ein solches Bemühen, weil die Not ohnehin offenkundig ist und er versucht, etwas Konkretes zu tun, um sie wenigstens an einem Ort zu lindern. Da er dort anfängt, wo es nach menschlichen Maßstäben am aussichtslosesten erscheint, wird das Licht, das von diesem bescheidenden Werk ausstrahlt, um so mehr im Dunkeln wahrgenommen. Wir fühlten uns in Padre Luigis Werk und unter diesen Menschen zu Hause. Er ist Weltpriester, Italiener, war früher einmal Schlosser.

2. Beispiel: Ein lebendiges Gemeindezentrum unter Favelados

Wir entdeckten dies in Rio de Janeiro, im Stadtteil „Cidade de Deus“, der in der Nordzone liegt. Wir wollten diese Gegend besuchen, weil wir bei unserem letzten Besuch den allgemeinen Umzug von hierhin ausgesiedelten Favelados aus der Südzone erlebt hatten. Uns interessierte zu sehen, was die Bewohner aus den kleinen Steinhäuschen, die man ihnen zur Verfügung übergeben hatte, gemacht haben. Ca. 50 000 Menschen leben heute in der Cidade de Deus.

Da wir niemand kannten, der hier wohnt, fragten wir, wie wir es anfangen könnten, die Cidade von innen wiederzusehen. Jeder, den wir fragten, warnte uns: Das sei das übelste Verbrecherviertel der Stadt. Der Drogenhandel blühe nirgendwo so wie hier. Wir ließen uns auch durch drastische Ereignisse, die erst kürzlich passiert waren, nicht einschüchtern. Kennen wir doch zu gut die Diskriminierung, die Straßen oder ganze Wohnviertel erleiden, wenn sich dort Armut und Ungesetzlichkeiten häufen und bekannt werden.

Wir fragten weiter und erhielten in der Abteilung „Pastoral do Favela“ im Ordinariat des Kardinals von Rio den Namen eines Priesters, der dort sehr gute Arbeit leistete: Padre Julio Grooten, ein Niederländer aus der Gemeinschaft der Hiltruper Missionare.

Wir machten uns auf den Weg zur Cidade und fragten schon am Rand des Stadtteils einen Fußgänger, wie wir fahren müßten, um zu Padre Julio zu finden. Die erste Überraschung: Der Mann, ein Schwarzer, einfach gekleidet, kannte Padre Julio. Wir fuhren in die uns angegebene Straße und fragten dann jeden, der uns entgegenkam: Frauen, Kinder, Jugendliche, Alte. Wir mußten oft fragen, denn so ein Stadtteil ist recht verwinkelt. Jeder kannte den Padre!

Schließlich landeten wir vor einem Gebäude, das wie ein Werksgelände wirkte. Wir wurden freundlich empfangen, und eine Frau ging sogleich auf die Suche nach Padre Julio. Da wir Kinderstimmen hörten, baten wir, dorthin geführt zu werden, wo sich die Kinder befanden. Schließlich wollten wir soziale Werke sehen.

Bereitwillig brachte man uns in einen Flur, an dem mehrere kleine Räume lagen. Im ersten saßen Vier- bis Fünfjährige und malten auf Papieren, die erkennbar aus dem Bereich des Altpapiers stammten. Eine Frau saß bei ihnen. Im Nebenzimmer beschäftigte sich eine Frau mit Kindern im Krabbelalter. Es gab gerade etwas zu essen. Aus dem Nachbarraum tönten jauchzende Stimmen. Wir trafen 15 nackte Kinder, die einzeln von einer Frau mit einem Schwamm eingeseift und dann unter die im gleichen Raum befindliche Dusche geschickt wurden.

Wir wurden weitergeführt und kamen in einen großen Raum, der sich im Rohbau eines bis jetzt doppelstöckigen Gebäudes befand. Hier übten sich Kinder zwischen 6 und 14 Jahren im Ballett. Als wir die Gruppe fotografieren wollten, standen wir im Regen. Jetzt merkten wir erst, daß wir in einem Bau standen, in dem die Räume erst teilweise mit Decken versorgt waren. Wir sind dankbar, daß wir diesen Ort nicht bei Sonnenschein, sondern bei strömendem Regen erlebt haben. Nur so konnten wir wirklich erfassen, unter welch provisorischen Bedingungen hier lebendige Verwandlung der insgesamt himmelschreienden Lebensverhältnisse dieser Kinder gewagt wird.

Inzwischen war Padre Julio gekommen und erzählte, daß diese Kinder fast alle aus dem Milieu der Straßenkinder seien. (Allein in Rio rechnet man mit 2 Millionen Straßenkindern.) Wir fühlten uns hier zu Hause. Ähnlich provisorisch haben wir vor 20 Jahren unter den Obdachlosenfamilien mit unseren Diensten begonnen. Heute arbeiten professionell geschulte Erzieher und Sozialarbeiter in Obdachlosensiedlungen. Welches Urteil würden diese wohl über solchen Arbeitsplatz abgeben? Niemand würde sich darauf einlassen, bevor nicht das Gebäude fertig und eine pädagogische Einrichtung installiert ist. Hier dagegen begegnet uns bereits beim Verlassen des „Saales“ ein neues Provisorium: Auf dem Flur stehen fünf Plastiktöpfchen und gegenüber eine große Aluminiumschüssel mit Wasser und Seife. Toilettenräume sind zwar gebaut, haben aber noch keine Installation; aber schon jetzt lernen die Kinder den Umgang mit Grundregeln der Hygiene.

Wir kommen durch weitere Mehrzweckräume und stehen schließlich in einer hellen Kirche. Provisorische Schlichtheit auch hier. Draußen hören wir, die Bewohner hätten die Kirche aus eigenen Mitteln und Kräften errichtet. „Selbst gebaut!“, denken wir und erkennen darin einen neuen Beweis, daß die Armen eigene Sakralräume wünschen.

Wir erlebten mehrmals derartige Abschlüsse unserer Besuche in solchen Zentren, zweimal sogar Eucharistiefiern mit großer Beteiligung vieler Menschen. Für uns sind die kleinen und großen Kapellen, in die wir jeweils am Schluß unserer Rundgänge ungefragt geführt wurden, immer ein sehr eigener Höhepunkt der ganzen Begegnung gewesen. Da wurden uns keine Erklärungen gegeben, Worte wie „Theologie der Befreiung“, „Volkskirche“ und „Basisgemeinde“ kamen nicht vor. Aber genau hier erlebten wir sie, die Kirche an der Basis und mitten unter dem Volk der Armen. Die Gesichter der Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen, denen wir hier begegnet sind, strahlten etwas aus, das von Freiheit Zeugnis gab.

„So sieht christliche Gemeinwesenarbeit aus“, denken wir mit Hochachtung. Vielleicht weiß der Pater gar nicht um die Bedeutung seines Arbeitsansatzes. Mindestens 60 freiwillige Mitarbeiter hat er in seinem Werk. So etwas zeugt von Gemeinschaft an der Basis!

Heute fragen wir Bekannte, die vor ein, zwei Jahren in Brasilien gewesen sind und uns von Begegnungen mit Basisgemeinden erzählt haben, ob sie solch umfassend lebendigen Gemeindezentren nicht begegnet sind. Ihre Ratlosigkeit deuten wir so: Sie sahen wohl anderes und hörten anderes als wir. Sie haben wohl mit anderen Augen gesehen und nach anderen Zielen gefragt als wir. Uns geht es um den lebendigen Menschen, in dessen Leben *heute* eine Ahnung und nach Möglichkeit auch eine Erfahrung von Froher Botschaft sichtbar werden soll. Theorie interessiert uns nur dann, wenn sie Praxis vorzuweisen hat.

3. Beispiel: Eine Begegnung ohne sozial-pastorale Praxis

Wir wohnten einige Tage im Pfarrhaus eines Missionsordens in Manaus. Neben dem Kühlschrank fanden wir eine große Zeichnung von Straßen eines Wohnquartiers. Solche Zeichnungen sind uns aus der Gemeinwesenarbeit sehr vertraut. Wir erkundigten uns nach der Verwendung und erfuhren, daß dies ein kleiner Ausschnitt aus einer 50 000-Seelen-Pfarrei sei. Diese meist armen Leute könnten nicht als eine Einheit gesehen werden, weshalb man den Großraum aufgeteilt habe. Der für die Pfarrei zuständige Pater berichtete, er gehe jede Woche jeweils einen Tag lang in ein kleines Wohnquartier. „Oh, Sie machen Hausbesuche“, wunderten wir uns anerkennend, denn das ist bei uns selten geworden. „Nein, keine Hausbesuche“, wurden wir belehrt, „ich gehe einfach durch die Straßen. Dann sehen mich die Leute und können mich ansprechen.“ – „Was für

Anliegen werden denn an Sie herangetragen?“ – „Vielerlei, die Leute sind sehr arm. Es gibt oft Anlässe, sich beim Bürgermeister zu beschweren . . . Und dabei helfe ich dann.“

Wir wollten wissen, welche Rolle der Pater als Priester spielt, denn das, was uns erzählt wurde, war vertraute Gemeinwesenarbeit. Aber schließlich hat der Pater ein priesterliches Amt zu verwalten, und wenn die Bewohner eines kleinen Wohnquartiers ihn nur etwa einmal jährlich sehen, werden sie viele Erwartungen an ihn als Priester haben. Und so fragten wir weiter: „Fragen die Leute auch nach kirchlichen Diensten, etwa nach Taufe oder Eheschließung?“ – „Ja, ja, das natürlich auch. Aber die sozialen Probleme nehmen doch die meiste Zeit in Anspruch.“

Wir: „Dieses Volk hat eine große Marienfrömmigkeit und verehrt auch einige Heilige sehr. Wie tragen Sie diesen Anliegen Rechnung?“ – „Ja, da muß man natürlich Zugeständnisse machen, vor allem im Mai und Oktober, wo sie besondere Rosenkranzandachten wünschen. Meiner Frömmigkeit entspricht dies keineswegs, aber wenn das Volk es will, macht man halt einiges in dieser Richtung.“

Unsere Gespräche glitten danach wieder in den Bereich der sogenannten pastoralen Gemeinwesenarbeit, in der der Pater zwei Jahre lang geschult worden ist. Wir kennen diese Ausbildung und meinen zu wissen, daß sie nicht auf das priesterliche Amt, sondern auf die Aufgaben von Sozialarbeitern zugeschnitten sei. Wir baten darum, den Pater auf seinem Weg durch die Pfarrei begleiten zu dürfen. Dies wurde abgelehnt, weil der hierfür festgelegte Tag der Montag sei. Wir hielten uns leider an anderen Wochentagen in Manaus auf . . . So mußten wir uns allein auf den Weg machen. Bei uns ist ein sehr trauriges Bild von dieser Pfarrei armer Leute geblieben.

Im übrigen versuchten wir, weiter zu erfragen, wie die uns vertraute Gemeinwesenarbeit in dieser Gemeinde umgesetzt wird. Die Gemeinwesenarbeit verfolgt unterschiedliche Ziele. Eines ist, Menschen dazu zu bringen, ihre Belange selbst in die Hand zu nehmen. Zu diesem Zweck werden in Großgruppen Substrukturen geschaffen, wo in überschaubaren Räumen Selbstverwaltung geübt werden kann. Bei Zusammenkünften wird dieser Prozeß in Gang gesetzt, schließlich werden „natürliche Führer“ zu Sprechern gewählt (oder eingesetzt). In der Gemeinwesenarbeit kennt man für solche Sprecher begrenzte Aufgaben, die sich nach Eignung und Neigung der einzelnen richten. In Brasilien hörten und lasen wir in pastoraltheologischen Anweisungen für Priester, solche Sprecher sollten lernen, aus der Würde des allgemeinen Priestertums der Laien zu leben und zu arbeiten. Das Volk sei Kirche und jeder zum Priester berufen. Die Sonderstellung der geweihten Priester sei eine Folge der hierarchisch strukturierten Kirche. So wurden wir in Manaus belehrt.

Auch in unserem Land hören wir gelegentlich, die „Priester überdenken ihr Amtsverständnis neu“. An theologischen Hochschulen wird langfristig

auch öffentlich darüber nachgedacht. Wir hören solche Mitteilungen sehr kritisch. Priester haben ihr Amt nicht für sich selbst; für die Menschen sind sie bestellt. Woher nehmen sie das Recht, über „ein neues Amtsverständnis“ nachzudenken und hieran andere Christen nicht zu beteiligen, auch die nicht, die sie in ihrem Amt ständig zur eigenen Unterstützung in Anspruch nehmen? Wer tut den Dienst, wenn die Amtsträger mit Selbstreflexionen beschäftigt sind? Vor Jahren lief in der Gemeinwesenarbeit Ähnliches: Wer über „die große Gesellschaftsveränderung“ nachdachte, dem blieb weder Zeit noch Neigung zu praktischen Diensten. Jetzt begegnet uns in Brasilien Vergleichbares.

Etwas später hörten wir von einer sogenannten „Gewissensprüfung“ eines Paters. Dieser hat ein schlechtes Gewissen, wenn er den Menschen die Sakramente bringt, während sie verschmutztes Trinkwasser statt „lebendiges Wasser“ trinken müssen. Am Ende einer langen „Gewissensprüfung“ meinte der Pater, er finde für sich eine Bestätigung im Leben Jesu. Dieser habe zuerst verkündigt und geheilt und erst am Ende seines Lebens die Eucharistie eingesetzt.

Wir können es zur Not verstehen, wenn einzelne meinen, den sozialen Werken Vorrang vor der Vermittlung der Sakramente einräumen zu sollen. Denn die Armut ist himmelschreiend öffentlich und sehr herausfordernd. Aber wir können nicht verstehen, daß besonders unter denen, die diese Armut sogar international anklagen, viele untätig bleiben. Soweit solche Bischöfe sind, mögen sie persönlich entschuldigt sein. Aber sie könnten Christen und Priester zu praktischem Handeln veranlassen und hierbei unterstützen. Wie gut dies möglich ist, haben wir im Haus des Kardinals von Rio de Janeiro gesehen, wo die „Pastoral do Favela“ eine Rolle einnimmt, die bei uns ein gut geführter Caritasverband leistet; hier allerdings ausschließlich ehrenamtlich! Verstehen können wir nur die, die zupacken, um den heute Lebenden das heute Mögliche zu vermitteln, und die hierbei die Sakramente nicht aussparen. Denn wie sonst ist die Frohe Botschaft, die den Bedrängten, Armen und Unterdrückten zgedacht ist, zu verkünden, wenn gerade solche sie gar nicht erfahren dürfen?

4. Beispiel: Basisarbeit im nordwestlichen Amazonasgebiet

Wir waren bei einem Missionar, der sich erkennbar hatte faszinieren lassen von der pastoralen Gemeinwesenarbeit. Im Gegensatz zu den zuvor geschilderten Missionaren hielt sich dieser bei seinen Bemühungen im Kirchenraum auf. Er zeigte uns seine Großpfarrei. Wir sahen auch die Anfänge eines Sozialzentrums. Wir kamen auch in eine alte Holzkirche, die ausgeräumt worden war. Wir sahen Bänke im Quadrat und einen beiseite gestellten Altar. „Hier halten wir unsere Versammlungen; hier besprechen wir unsere Lage.“ Wir: „Feiern Sie bei solchen Gelegenheiten

auch mal Gottesdienst?“ – „Ja, manchmal . . .“ Wir denken noch oft an diesen Missionar, der so schlicht und arglos seine ausgeräumte Kirche vorzeigte. Was kann so einer verändern und in Bewegung setzen? Er hatte uns erzählt, die Versammlungen seien Männersache. Zum Gottesdienst kämen Frauen und Kinder. Die Teilnahmen seien aber rückläufig, seitdem das Fernsehen (auch Video) in die entstehenden Kleinstädte gelangt sei.

Muß man nicht Sorge haben, daß die Kirche in naher Zukunft kein Ort mehr ist, wo Menschen zusammenkommen wollen? Wir können uns nicht vorstellen, daß zwischen den Versammlungen in der vernachlässigt wirkenden Holzkirche und einer Gemeinde des Herrn irgendwelche Beziehungen geknüpft werden können. Noch ist der Missionar hier, der sich gewiß nicht verweigern wird, wie im dritten Beispiel beschrieben wurde. Aber was wird später sein? Werden sich dann Männer aus jenen Versammlungen zu Priestern berufen fühlen und diese Rolle wahrnehmen? In Brasilien hört man gelegentlich von einer Theologie, die darüber spekuliert, jeder Gemeinde, „wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind . . .“, komme die Vollmacht zu, ein apostolisches Amt zu verleihen. Dabei scheinen diese Theologen sich bewußt zu sein, daß sie eine zweitausendjährige Tradition der Kirche abbrechen.

Solidarität mit den Armen durch persönliche Armut oder politisches Engagement?

Im Bemühen um Arme gibt es in Brasilien wie bei uns ein Ideal von hohem Anspruch. Sein Name: RADIKALE SOLIDARITÄT.

Wir hören oft von Beispielen, wo Priester und Schwestern in armseligen Hütten unter Favelados oder auf der Straße hausen. Solche verstehen sich als Arme unter Armen. Vergleichbares kennen wir aus Deutschland. Hier handelt es sich nicht um Brüder und Schwestern Jesu (Charles de Foucauld). Diese Gemeinschaft trifft man vereinzelt, aber die Mitglieder haben kein politisches und soziales Sendungsbewußtsein; sie wollen als Nachbar unter Armen leben.

Der hier gemeinten Form der „Radikalen Solidarität“ bedienen sich „Aussteiger“ aus kirchlichen Lebensgemeinschaften. Darunter sind gewiß Idealisten mit hoher Motivation. Wir erkennen in dieser Lebensweise aber auch etwas, was wir als Mißbrauch des Begriffes ARMUT bezeichnen. Dieser Mißbrauch mag in manchen Fällen ein – allerdings verhängnisvoller! – Irrtum sein. Wir sind ihm schon oft begegnet und nennen ihn: Auf „arm“ gemachter Reichtum. Es handelt sich um Leute, die viel Phantasie aufwenden, um nach außen wie ein Armer zu wirken. Sie kleiden sich abgerissen, ziehen in verfallene Wohnungen; manche lassen dies alles zusätzlich noch verkommen. Solche „Armut“ ist regelmäßig

teuer, weil häufiger kostspielige Reparaturen notwendig werden als bei anderer Armut. Und nicht zuletzt: Solch ein „Armer“ kann seine Rolle jederzeit aufgeben. Das können die Armen nicht.

In Brasilien ist solche Pseudo-Armuts-Solidarität noch verhängnisvoller als bei uns. Im dritten der mitgeteilten Beispiele wird eine verbreitete Einstellung deutlich. Da war von Priestern die Rede, die meinen, die Rolle des Priesters gegen die eines Sozialarbeiters eintauschen zu sollen. Fortan gewähren sie den Armen ihre Dienste als Priester nur noch nebenbei, wie ein lästiges Zugeständnis. Die Rolle des Sozialarbeiters haben sie nicht erlernt und sind darum hier selten hilfreich. So tragen solche ungebildeten Helfer nicht unerheblich zur Vergrößerung der Armut bei.

Wir wundern uns sehr, daß dies alles so selten von deutschen Besuchern in Brasilien durchschaut wird²⁾. Im Gegenteil: viele von diesen bringen anschließend ein nachhaltig schlechtes Gewissen zurück, weil sie hier nicht so leben wie die Armen in Brasilien. Daran wird deutlich, daß wohl regelmäßig vermutet wird, ihre Reiseführer in Brasilien lebten ebenso verarmt wie die Favelados und andere Arme. Das mag in einigen Fällen auch zutreffen. Wir stellen dazu allerdings aus Erfahrung die nüchterne Anfrage: Wie arm sind solche „Arme“? Wer freiwillig arm wird, kann diese Entscheidung meist wieder rückgängig machen. Viele von diesen sind Ordensleute. Die Gemeinschaft wird jeden auffangen, der aus der „radikalen Solidarität“ in die gemäßigte Form der Ordensarmut zurückkehren will. Solche Freiheiten haben die unfreiwillig Armen nicht. Sie werden nicht aufgefangen, jedenfalls nicht qua Zusage eines Vater- oder Mutterhauses. Sie sind darauf angewiesen, daß Menschen sich ihrer erbarmen, und für die Notfälle des Lebens soziale Werke bereithalten. Wir sind mehreren Laien, Ordenspriestern und -gemeinschaften begegnet, die es als ihren Lebenssinn ansehen, das Los der Armen zu verbessern und ihnen neue Perspektiven zu eröffnen. Diese Menschen haben angesehene bürgerliche Berufe und einige ebensolche kirchliche Ämter. Sie versuchen von hier aus alle eigenen Möglichkeiten, alle Kontakte und Beziehungen zu einflußreichen Freunden und Bekannten zu mobilisieren, um in das Leben von Armen neue Perspektiven zu bringen. Wir wissen aus Erfahrung, daß dies lohnt!

Noch einmal:

Zur Sache mit dem schlechten Gewissen, das zur Untätigkeit verführt

Unsere Erfahrungen mit den vielen Gesichtern der „radikalen Solidarität“ sind uns sehr wichtig, darum noch einige Anmerkungen zur Pseudo-Armuts-Solidarität. Wir stellen immer wieder mit Bestürzung fest, wie leicht arglose Besucher sich davon täuschen lassen. Arme brauchen gewiß

viel Hilfe; sie brauchen auch Menschen, die sich mit ihnen solidarisch verstehen. Aber wem ist damit geholfen, wenn Christen die Aufforderung zur NACHFOLGE in dem Entschluß einzulösen versuchen, unter den Armen nach Art eines heruntergekommenen Armen zu leben? Damit allein ist die Zahl der Armen um eine Person größer. Und diese ist – wenn sie sich nicht als hilfreich erweist – eher zusätzliche Last und obendrein ein Ärgernis. Denn die Armen erwarten von den Besitzenden, die freiwillig zu ihnen kommen, Hilfe, nicht Nachahmer ihres Elends. Gewiß gibt es darunter Idealisten, aber das allein genügt nicht.

Wir fragen aus Erfahrung weiter: Wem ist damit geholfen, wenn Christen die Aufforderung zur NACHFOLGE darauf beschränken, mit einem schlechten Gewissen zu leben? Das ist eine sehr brüchige Grundlage für tatkräftige Nächstenhilfe! Dagegen ist es offensichtlich ein günstiger Boden, um Ideologien keimen und anschließend wuchern zu lassen. So haben die mit dem schlechten Gewissen am Ende sogar eine Rechtfertigung für ihre Untätigkeit in den Diensten, die die Armen von ihnen erwarten.

Besondere Bewunderung findet bei deutschen Besuchern stets das Erlebnis der Solidarität der Armen untereinander, und sie sind geneigt, dies als Erfolg der „Theologie der Befreiung“ zu deuten. Wenn ihnen im Land Beispiele gezeigt wurden, haben sie offensichtlich den Eindruck mitgenommen, es handele sich um sensationelle Neuigkeiten mit Ausnahmeharakter.

Versuch einer Antwort mit Hilfe der Gemeinwesenarbeit

Wir fragen uns, wie es zu der Bewunderung dessen kommt, was als Solidarität der Armen untereinander erkannt wird? Hier scheint ein Mißverständnis deutlich zu werden, dem Menschen erliegen können, die selbst unerfahren sind in praktischer Handarbeit. Was solche selbst nicht können, bewundern sie bei anderen. Nicht jeder ist geneigt, die zumeist ungelerten Handfertigkeiten der Armen zu bewundern. Dies tun aber sicher die, die sich grundsätzlich zur Solidarität und Parteinahme für Arme entschieden haben.

Als wir vor 20 Jahren die Armen langsam kennenlernten, beschränkte sich unsere Anerkennung zunächst auch auf Bewunderung. Dann lernten wir zu unterscheiden und nur für das, was einzelne besonders gut konnten, verantwortliche Funktionen einzuräumen. So haben wir Mütter aus kinderreichen Familien dafür gewonnen, Erziehungshelferinnen in den Kindertagesstätten der Obdachlosensiedlungen zu werden. Wir fanden einzelne Männer, die mit Hammer und Meißel umzugehen verstanden und ließen bauliche Veränderungen durch diese machen. Viele Fähigkeiten haben wir angetroffen. Dabei machten wir die Entdeckung, daß die,

die zu Helfern am Ganzen wurden, an der Erfahrung wuchsen, die ihnen durch die von uns vermittelte Anerkennung zuteil wurde. Gleichzeitig lernten wir die Grenzen unserer eigenen Fachlichkeit kennen und damit einzuschätzen, in welchen Bereichen es unverzichtbar auf uns ankommt, und wo wir die Ergänzung durch die Selbsthilfekräfte der Armen brauchen.

Dabei machten wir noch eine weitere Erfahrung: Es erwies sich als dringend notwendig, mit der bürgerlichen Gemeinde aus der Wohnnabarschaft der Armen ebenso zu arbeiten wie mit den Armen selbst. Dabei haben wir bei den Bürgerlichen unser schwierigstes Arbeitsfeld gefunden. Diese Nachbarschaft erlebt die Armen als lästig. Ihre Kinder erfüllen in der Schule nicht die geforderte Norm und halten dadurch den Unterricht auf, der auch die bürgerlichen Kinder fördern soll. Sie zahlen ihre Rechnungen in den Geschäften nicht pünktlich und manchmal gar nicht. Die ganze Wohngegend der Armen steht oft im Ruf, ein Viertel der Kriminellen zu sein. Solche und weitere Vorurteile, die zum Teil tagtägliche Erfahrung aus dem Umgang mit den armen Nachbarn sind, motivieren nicht ohne weiteres, deren Schwierigkeiten als Lebensprobleme anzuerkennen, zu deren Überwindung man Entgegenkommen beweisen muß. Die Armen sind aber darauf angewiesen, daß sie von denjenigen, die im Besitz all dessen sind, was sie täglich brauchen: Schule, Geschäfte, auch die Kirche, hier wenigstens geduldet werden wie andere Mitbürger auch.

Wir geben uns in unserer Arbeit hiermit allein nicht zufrieden. Wir haben das Ziel, alle Christen in den Gemeinden zu der Erkenntnis zu bringen, daß sie untereinander Brüder sind, gleichberechtigte Kinder des einen Vaters. Aber wir sind in jahrelanger Arbeit nüchtern geworden, um einschätzen zu können, daß die Armen nicht einfach deshalb geliebt werden, weil es sie gibt und Jesus uns solche ganz besonders ans Herz gelegt hat. Das war noch nie so, weder unter den Christen noch bei anderen, auf die viele unserer Gesprächspartner in Brasilien ihre Hoffnung setzen: auf jene, die sich Kommunisten nennen. Die Armen werden immer Menschen brauchen, die bereit sind, sich bei ihnen und für sie einzusetzen. Wer sich dies ersparen will, der scheint dazu zu neigen, Theorien über eine bessere Welt zu entwickeln und dafür zum aktiven Widerstand aufzurufen. Aber davon allein wird die Welt nicht gerechter. Das zeigen die Lebensverhältnisse der Armen in vielen Ländern. Es braucht mehr, vor allem den sehr persönlichen und zu Opfern bereit Einsatz derer, die sich zum Führer machen. An dieser Stelle verbirgt sich offensichtlich eine Versuchung für solche, die zur „radikalen Solidarität“ aufrufen und selbst eine Pseudo-Armut pflegen.

Hier scheint uns noch einmal ein kurzer Vergleich mit den Erfahrungen aus unserer Arbeit in Deutschland angebracht: Wir haben dabei gelernt, daß wir für unsere eigenen (begrenzten) Fähigkeiten noch in einer weiteren Richtung nach Ergänzung suchen müssen. Wir suchten und fanden die

Unterstützung unserer Bemühungen bei Menschen, die über Einfluß und in Einzelfällen auch über Vermögen verfügen. Beides benötigen wir dringend, weil das Schicksal der Armen nur verändert werden kann, wenn Menschen dies für wünschenswert halten, die aufgrund ihrer beruflichen und gesellschaftlichen (auch ihrer politischen) Stellung über den erforderlichen Einfluß verfügen, um Veränderungen – auch langfristig – zu ermöglichen. Wir leisten uns nicht den Luxus, dem wir in Brasilien begegnet sind, „die Reichen“ anzuklagen und diese als unsere Feinde zu bezeichnen.

Und nicht zuletzt: Die Armen haben uns von dem Irrtum bekehrt, Kirche unter ihnen sei machbar, wenn man dies nur wolle. 1969 haben wir davon in dem Aufsatz berichtet: „. . . Obdachlosen frohe Botschaft zu künden“⁽³⁾. Gemeinde baut Gott der Herr auf. Wir haben erfahren, wie sehr das Wort Gottes unter ihnen gegenwärtig ist. Sie ahnen, daß die Kirche und ihre Abgesandten ihnen Wichtiges vorenthalten, wenn sie es beim sozialen Engagement belassen. Woran wird dies deutlich? Sie haben eine sehr bemerkenswerte Gemeinschaftsmoral, der sie sich verpflichtet wissen. Man kann sie auch als einen eigenen Ausdruck von Frömmigkeit nehmen. Wie sieht sie aus? Es ist eine demütige Annahme ihrer menschlichen Existenz. Es ist etwas anderes, als wir unter Demut verstehen, aber es ist nicht bloße Resignation und Apathie. Gewiß ist auch das darin enthalten, aber ihr Kern ist: sie wissen, daß sie nur Menschen sind. Und man findet bei ihnen eine Bereitschaft zur Besitzlosigkeit, zum Empfangen und Abgeben, die in natürlichem Einklang steht mit dem Evangelium. So teilen sie auch mit dem Nachbarn, den sie verabscheuen. Denn, kann man einen hungern lassen, wenn man aus Erfahrung weiß, wie das ist? Und schließlich suchen sie von sich aus die Einordnung in die Sakramente der Taufe, der Ehe und der Eucharistie. Wenn man es zusammensieht, dann ist alles da, was für eine Mission der Kirche notwendig ist, außer dem einen: einer Gemeinde, die die Kraft hat und ausübt, die Gegenwart des Wortes Gottes im alltäglichen Leben der Armen aufzuspüren und daran anknüpfend, frohe Botschaft zu künden. Eine solche Gemeinde muß ihre Aufmerksamkeit zuerst auf etwas sehr Wichtiges lenken, will sie sich nicht durch Arglosigkeit an den Armen schuldig machen: Sie wollen ernst genommen werden. Zur Verdeutlichung dieser Erfahrungen unter deutlichen „Favelados“ kann auch das folgende Beispiel beitragen.

5. Beispiel: Taufgespräch in einer Favela in Rio de Janeiro

Nach einem Gottesdienst sprach eine Mutter den Pater an. Sie trug ein Kind auf dem Arm und erzählte, es sei jetzt ein Jahr und noch nicht getauft. Sie wäre ja gern zur Katechese gegangen, aber diese finde zu einer Zeit statt, wo sie arbeiten müsse. Eifrig ergänzte sie, die beiden

Paten hätten die Katechese schon zweimal durchlaufen. Wie es denn jetzt mit ihrem Kind weitergehen solle. Der Pater hörte aufmerksam zu, fragte, bei wem die Paten Katechese erhalten hätten, zeigte sich zufrieden und versprach, noch heute abend der Mutter Unterricht zu geben und morgen das Kind zu taufen.

Später fragten wir den Pater, ob er dies immer so gründlich handhabe, denn seine Gemeinde umfaßt ca. 40 000 Getaufte. „Oh ja, denn sie sollen die Taufe doch nicht mit Magie verwechseln!“ – Wir: „Bereiten Sie die Menschen hier auch auf die anderen Sakramente so eingehend vor?“ – „Ja gewiß, nur versuchen wir, die meisten der Bewohner in Gruppen zusammenzuführen und auf diese Weise Gruppenunterricht zu ermöglichen. Hierbei helfen geschulte Katecheten. Und begleitend sind Sozialhelfer unterwegs, die versuchen, der Gnade eine Natur vorzubereiten, die sie wirklich aufnehmen kann.“

Hier war ein Priester, der im bürgerlichen Leben Philosophieprofessor an der Universität ist, als Einflußführer in Sachen der Gemeinwesenarbeit tätig. Er baut eine Gemeinde in einem riesigen Armutsviertel systematisch von der Basis her auf. Auch dieser Pater hat viele freiwillige Helfer aus der Favela und außerdem Unterstützung durch Kollegen von der Universität (z. B. Mediziner).

„Kirche unter den Armen, wie kann sie möglich sein?“ heißt die Ausgangsfrage. Die Antwort: Durch eine Kirche, die sich entschließt, im normalen Alltag Solidarität zu beweisen, indem sie einfach anwesend ist, um ansprechbar zu sein. Das Leben der Armen setzt sich aus so vielen Problemen und Schwierigkeiten zusammen, die nicht bis morgen warten können. Dadurch könnte sie sie wirklich befreien zu einer ersten Freiheit der Kinder Gottes.

Anmerkungen

- 1) Saul Alinski: „Leidenschaft für den Nächsten“ und „Die Stunde der Radikalen“, beide 1946 in New York und 1969 im Burckhardtthaus Verlag Gelnhausen erschienen.
- 2) Einzelheiten zu dieser Frage: Ursula Adams, Radikale Solidarität – wie können Ordensgemeinschaften heute die Solidarität mit Armen leben?, in: ORDENSKORRESPONDENZ, Heft 1/1979, S. 43–54.
- 3) Ursula Adams in: CARITAS, Heft 3/1969, S. 133–142.

Zu den Verfasserinnen

Ass. jur. Ursula Adams, Professor für Recht, Gemeinwesenarbeit und Randgruppenarbeit an der Kath. Fachhochschule NW, Abtlg. Münster.

Thea Haas, Sozialarbeiterin beim Sozialdienst Kath. Männer, Fachbereichsleiterin für die Arbeit in 2.) sozialen Brennpunkten der Stadt Köln.